



und Hofamt Priel von dem Fremden, dem *Zuagrasten*, der seit dem 14. April in Persenbeug festsetzt, porträtieren. Dafür sind die Wirtsleute dankbar, auch wenn ein derart anhänglicher Logiergast vielleicht manchem anderen unangenehm wäre. Aber Klemens Markus verpflegt sich selbst und zahlt für die Unterkunft mit Essbarem, das er einerseits von den Porträtierten, andererseits von einer Persenbeuger Gärtnerei erhält, in der er als Hilfsarbeiter arbeitet. Das ist mehr als manch einquartierter Wehrmachtsunteroffizier oder -offizier im Ort oder in der Umgebung seinen jeweiligen Wirtsleuten zu geben bereit ist. Dafür nimmt man auch seinen leicht böhmakelnden Akzent in Kauf, den der in Nemtschitz im Bezirk Brünn Geborene zwar krampfhaft zu unterdrücken versucht, der aber trotzdem immer wieder durchschlägt. Außerdem hat er unter seinem Bett einen Koffer voller Tauschwaren, von Sockenhaltern und Glühbirnen über Taschenmesser und Radoröhren bis hin zu Strumpfhaltern und kleinen Stücken nach Rosen duftender Seife. Der ehemalige Privatangestellte weiß damit auch durchaus zu handeln, und seine beiden Wirtsleute, mit denen er seit einem Urlaubsaufenthalt, einer Sommerfrische in Persenbeug vor einigen Jahren, bekannt ist, gehen niemals leer aus bei seinen Tauschgeschäften. Die Filme entwickelt Klemens Markus selbst im Kabinett. Ein Fotograf, und dieser Gedanke seiner Gattin hat sich letztlich als richtig erwiesen, wird immer, auch in den schlechtesten Zeiten, gebraucht und schlägt sich schon durch. In den Nächten aber fällt die Tüchtigkeit rasch von ihm ab. Weinend liegt er dann im Bett und beklagt in leisen, flehenden tschechischen Worten das Schicksal seiner Frau und seiner beiden Kinder. Um sie vor dem Bombenkrieg und den anrückenden Russen in Sicherheit zu bringen, hat er sie schon Anfang April am Westbahnhof in einen Zug Richtung Westen gesetzt. Er selbst ist noch einige Tage in Wien geblieben, um die Wohnung in der Gärtnergasse 17/8 in Wien-Landstraße ordentlich zu verrammeln und die wenigen Wertsachen und die besseren Stücke des Hausrates bei vertrauenswürdigen Freunden unterzustellen. Für ein Zusammentreffen der Familie ist das Haus der beiden uralten Leutchen in Persenbeug als Treffpunkt vereinbart. Als Klemens Markus am 14. April 1945 dort ankommt, findet er bei seinen Wirtsleuten zwar die 3 Koffer seiner Familie vor, nicht aber seine Frau und die Kinder. Vor 2 Tagen seien sie mit der Bahn angekommen, hätten das Kabinett bezogen, das Gepäck abgestellt und seien zu Mittag selbstdritt in den Ort gegangen, erzählen ihm die beiden Alten. Seither habe man nichts mehr von ihnen gehört.

Klemens Markus meldet die Abgängigkeit seiner Familie am Gendarmerieposten Persenbeug. Er dringt sogar bis zum Kommandanten vor, erntet aber von Engelbert Duchkowitsch nur den einen oder anderen matten Scherz über seinen Akzent und oberlehrerhafte Aufklärung darüber, dass allein auf der Straße Krems-Grein jeden Tag hunderte und aberhunderte Flüchtlinge, von den Militärkolonnen ganz zu schweigen, unterwegs seien, unter denen eine weitere Flüchtlingsfrau mit ein paar Bälgern nicht auffalle und unmöglich zu finden sei. Er, Markus, solle sich keine Sorgen machen, wahrscheinlich sei seine Familie schon längst in Enns oder in Linz bei den Amerikanern.

»Warum hätten sie ihre Koffer zurückgelassen?«, fragt er verzweifelt.

»Weil sie ihnen zu schwer waren«, antwortet der Kommandant achselzuckend und gleichgültig.

»Darin war ihr gesamtes Hab und Gut. Niemand lässt das Einzige zurück, das ihm in Zeiten wie diesen das Überleben sichert!«

Ob er tatsächlich ausgerechnet auf einer Gendarmerie-Dienststelle Zweifel am Endsieg äußern wolle, fragt der Postenkommandant scharf.

Klemens Markus ist sich der Gefährlichkeit dieser Frage sofort bewusst.

»Nein, natürlich nicht.«

Er ist sich sicher, dass seine Familie ermordet worden ist, vielleicht nur wegen der guten Kleidung, Vorkriegsware aus Wien, die sie am Körper getragen haben. Grußlos verlässt er den Gendarmerieposten.

Im Koffer seiner Frau findet er die Kamera, eine Zeiss Ikon, Filme und einen Behälter mit Entwicklerlösung. Lieber hätte er eine Pistole gefunden, um seinem Leben selbst ein Ende zu setzen.

Die meisten der ungarischen Juden, die Revierinspektor Franz Winkler an diesem 25. April 1945 auf der Straße Krems–Grein an der Gemeindegrenze zwischen Gottsdorf und Persenbeug übernimmt, sind in einem weit schlechteren Zustand, als er befürchtet hat, jämmerliche, zaundürre, humpelnde Gestalten, eingehüllt in Lumpen und mit Bündeln voll weiterer Lumpen auf dem Rücken. 4 Personen, sehr alte Frauen, werden von anderen, wahrscheinlich ihren Kindern und Enkeln, auf behelfsmäßig gebastelten Tragen mitgeschleppt, wobei die Träger nicht viel besser aussehen als die Getragenen. Auch eine Menge Kinder, die sich stumpf und langsam wie alte Menschen bewegen, sind dabei, oder sind es Greise, die vor Unterernährung wieder wie Kinder aussehen? Am späten Nachmittag hat er insgesamt schon 125 Köpfe gezählt. Auch seine 4 Persenbeuger Gendarmen, die Duchkowitsch am Morgen zur Judenjagd Richtung Osten ausgeschickt hat, waren erfolgreich; in Gottsdorf haben sie einen alten ungarischen Juden in einem Bauernhaus ausfindig gemacht. Der Mann sieht zum Sterben schlecht aus und kann fast nicht mehr gehen. Es ist József Bihari am Ende seiner letzten Kräfte. 2 von den Gendarmen habe ihn an den Armen gepackt und schleifen ihn über die Landstraße.

Das gute Dutzend Gendarmen aus den Rayonen östlich von Persenbeug ist klammheimlich froh, ihre Gefangenen übergeben zu können. In Ybbs, meldet dem Revierinspektor einer, sei ihm eine ältere Jüdin mit ihren 5 halbwüchsigen Bälgern entwischt, eine mutmaßliche Kohn, aus einem Lager in der Hackengasse in Wien.

»Manche Kollegen sind offenbar nicht einmal fähig, ein paar Kinder zu hüten«, denkt Winkler, sagt aber nach kurzem Nachdenken: »Kein Grund zur Sorge, irgendwer wird sie schon wieder einfangen.« Er unterschreibt den Kollegen jede Übernahmebestätigung, die sie ihm hinhalten, ohne sie langsam und genau durchzulesen, wie es sonst seine Art ist.

Der Revierinspektor entschließt sich, die Internierten von seinen Männern in 4 Gruppen von rund 30 Personen nicht auf dem schmalen Donauuferweg ins Lager, sondern mitten durch den Ort treiben zu lassen, vorbei am Gasthaus *Zum Goldenen Ochsen* am östlichen Ortsrand, die Hauptstraße hinunter, vorbei am Sigl- und am Feldmüller-Haus, auf den kleinen, fast quadratischen Rathausplatz mit der dem heiligen Florian geweihten, gotischen Pfarrkirche, dem Rathaus mit den kunstvoll-bauchigen, barocken Fenstergittern und der riesigen Marktlinde zu, vorbei am Gericht und am Gendarmerieposten, dann die Schloss-Straße Richtung Westen weiter, vorbei am Haus *Zu den drei Hacken*, dem uralten Schiffsmeisterhaus und dem Schlosspark, damit die Persenbeuger sehen können, dass sie sich vor diesen Jammergestalten, von denen die meisten so dünn wie ein Bleistift sind, nicht zu fürchten brauchen. Fürchten muss man sich, denkt er, nur vor den Russen, die da kommen werden, nur zu bald, und diese Juden sind vielleicht das Alibi für ihn und für ganz Persenbeug, wenn man sie jetzt nur einigermaßen gut behandelt. Revierinspektor Franz Winkler ist gewillt, genau das zu tun. Er ist kein Philanthrop, kein besonderer Menschenfreund, sondern Gendarm, fühlt wahrscheinlich wenig bis gar kein Mitleid mit den Juden, aber die Sache mit den Gutpunkten hat er verstanden.

Nirgendwo in den Akten gibt es einen Hinweis darauf, wen die Gendarmen zum Lagerleiter bestimmt haben. Es wird wohl ein älterer Mann gewesen sein, der noch aufrecht stehen und gehen konnte und halbwegs gut Deutsch sprach. Auf jeden Fall sehen wir ihn jetzt, wie er in einer der Baracken hinter einem Tischchen hockt mit einer kleinen Waage und einer Liste und einem Löffel vor sich. Links neben ihm auf dem Boden stehen ein paar Einmachgläser, ein Korb, ein größerer Sack – die Verpflegung für über 200 Menschen. Vor ihm stehen die Haushaltsvorstände, ältere Männer wie er und Frauen, Schlange, um ebendiese Verpflegung zu fassen, wie es im militärverseuchten Jargon der Zeit heißt. Überaus sorgfältig, ja penibel misst der Lagerleiter jedem seine Ration und die Ration für seine Familie zu. Am 30. April 1945 sind es pro Person gerade einmal 5 Dekagramm Marmelade.

Natürlich hat er sich nicht selbst auf die Liste geschrieben, auf der er sich die Namen aller Familienoberhäupter im Lager notiert und die er eben noch fleißig abgehakt hat. Die Rationen für ihn und seine Angehörigen verstehen sich von selbst, da ist keine Buchhaltung nötig. Ob er und seine Familie die 5 Dekagramm Marmelade erhalten haben oder nicht, spüren sie im Magen, wenn auch nur schwach. Die Position des Lagerleiters, des Herrn über die aufzuteilenden, zu fassenden Lebensmittel – die nur zum Hohn so heißen, aber zum Leben zu wenig sind und gerade einmal für ein langsames, quälendes Sterben reichen – würde gut zu Moritz »Mór« Weinberger passen, dem als ehemaligem Direktor der jüdischen Volksschule in Debrecen die Ausübung von Amtsautorität wohl nichts Fremdes ist. Der Sechzigjährige hat seit der Deportation aus Ungarn mit seiner Frau Ilona und seiner Tochter Hanna Zwangsarbeiterlager in der Lobau und in der Hackengasse 11

im 15. Wiener Gemeindebezirk überlebt. In Frage kommen aber auch Janos Frank, ein Fleischhauer aus Szolnok, dem man Gerechtigkeit bei der Verteilung der Lebensmittel zutrauen kann, da er keine Verwandten im Lager hat, und vielleicht Max »Miksa« Rosenberg, ebenfalls aus Szolnok. Es könnte aber auch Pál Feldmesser gewesen sein, Apotheker aus Debrecen, der schon während seiner Internierung auf Gut Antonshof bei Schwechat »jüdischer Polizist« von deutschen Gnaden und damit Lagerführer gewesen ist.

An diesem 30. April 1945 hat der Lagerleiter auch noch Brot zu verteilen, 16 Dekagramm und 2 Drittel eines Dekagramms pro Person. Überschlagsmäßig rechnet er sich aus, dass dann 6 Insassen für 2 Tage 2 Kilogramm bekommen oder 3 Insassen für 2 Tage ein Kilogramm. Mit der Kommastelle wird auch beim Käse zu rechnen sein: 7,5 Dekagramm pro Person. An diesem 30. April wird die Käseration für 5 Tage gefasst, auch die Zuckerration, über die nichts überliefert ist, aber mehr als ein paar Körner pro Nase werden es wohl nicht gewesen sein. In Aussicht steht an diesem Tag auch eine Mehllieferung von 10 Kilogramm. 10 Kilo für 217 Menschen, die Brotration für die kommenden Tage, lange Tage mit kurzen Mahlzeiten.

Am 1. Mai 1945 kommen kaum Lebensmittel zur Verteilung. Moritz Weinberger kann lediglich 4,5 Dekagramm Zucker pro Person ausgeben. Das Mehl ist noch nicht im Lager angekommen. Ein paar Kinder, Frauen und Mädchen, die sich noch auf den Beinen halten können, schleppen sich hinauf nach Hofamt Priel, in den Ort Persenbeug, klopfen an die Haus- und Hoftüren und betteln. Die beiden Gendarmen, die das Lager inzwischen bewachen, machen sich, so gut es geht, unsichtbar, halten die Jammergestalten nicht auf. Der Volkssturm lässt sich sowieso schon seit 2 oder 3 Tagen nicht mehr blicken und hat seine Beteiligung an der Bewachung des Lagers wohl eingestellt. Nachts ist das Lager völlig unbewacht. Gendarmeriemeister Duchkowitsch lässt seine Leute lieber schlafen, als auf Juden aufzupassen, von denen die meisten noch immer so ausgemergelt und erschöpft sind, dass an eine erfolgreiche Flucht sowieso nicht zu denken ist. Nur in den Umsiedlerbaracken, ein paar hundert Meter weiter flussabwärts, macht sich Ärger breit – all die tausend Jahre des Dritten Reiches durfte man sich den Juden unendlich überlegen fühlen, nun hat man wie sie nicht mehr als ein paar Bretterbuden als Obdach, und die Zukunft ist mehr als ungewiss.

Am 2. Mai 1945 verteilt Moritz Weinberger Margarine: 2,5 Dekagramm pro Kopf. Dafür drohen die ohnehin schon lächerlichen Rationen noch kleiner zu werden: 14 ungarisch-jüdische Arbeitsdienstler, eskortiert von Persenbeuger Gendarmen, wanken auf zerschundenen Füßen ins Lager. Beim Stellungsbau am Südostwall hat man ihre jungen Körper ein für allemal ruiniert, den Marsch in das KZ Mauthausen haben sie nicht mehr geschafft. Soweit sie vor Erschöpfung überhaupt noch einigermaßen klar denken können, wundern sie sich nur, dass sie nicht wie so viele vor ihnen auf der Flucht erschossen worden sind.

Am späten Vormittag des 1. Mai 1945 steht Klemens Markus auf der Türschwelle seines Persenbeuger Quartiers steif und starr vor einer erschreckend mageren, in fadenscheinige Lumpen gehüllten Frau, die vielleicht 30, 35 Jahre alt ist, aber aussieht wie mindestens siebzig. Ihr Haar ist kurz geschoren, dünn, stumpf und völlig glanzlos, die rechte Gesichtshälfte stellenweise von rötlichem Schorf bedeckt, wobei nicht zu sagen ist, ob die Krätze von den unvorstellbaren hygienischen Verhältnissen im äußerst schlecht ausgestatteten Judenlager oder von einer Krankheit des ausgezehrtten Hungerkörpers herrührt. Neben ihr steht völlig apathisch ein 8- oder 9-jähriges Kind, das so spindeldürr ist, dass man unmöglich sagen kann, ob es sich um einen Buben oder ein Mädchen handelt. Mit starkem ungarischem Akzent erzählt die elende Bettlerin dem Markus vom Auffanglager in den Baracken der Rhein-Main-Donau AG westlich des Schlosses Persenbeug und davon, dass sie aus Floridsdorf zu Fuß hierher getrieben worden, aber eigentlich ungarischer Herkunft ist. Die gelben Judensterne auf der Kleidung der beiden jämmerlichen Gestalten nimmt Klemens Markus gar nicht richtig wahr, er ist wie versteinert und hat in Gedanken nur mehr seine Frau und eines seiner Kinder vor Augen, die nun in einer erschreckend realen Vision vor der Schwelle des Hauses seiner Wirtsleute stehen, weil die beiden alten Leutchen schon seit gestern ein bisschen fiebrig und grippig das Bett hüten und er in ihrer Vertretung die Haustür auf das leise, aber beharrliche Klopfen hin entsperrt und geöffnet hat. Diese schreckliche und zugleich wunderbare Erscheinung lässt ihn in eine wort- und bewegungslose Starre fallen, die während der gesamten Erzählung der Frau anhält. Die Bettlerin und ihr Kind wollen sich schon zum Gehen wenden, als Klemens Markus seine Vision, die er so gerne festgehalten hätte, aus den feuchten Augen verliert und mit einem Mal bemerkt, dass die Hände der beiden Jammergestalten leer sind, obwohl sie auf dem Weg vom Lager bis zu seiner Haustür doch schon knapp ein Drittel von Persenbeug durchquert, sicherlich an vielen Türen und Toren angeklopft und wohl auch im Schloss, in dem Erzherzog Dr. Hubert Salvator von Habsburg mit den Seinen und mit einer Vielzahl von Dienern, Personal und Angestellten residiert, um Essen, um irgendwelche Lebensmittel gefragt haben. Vielleicht liegt es an dem roten Schorf im Gesicht der Frau, denkt er, dass sie nirgendwo etwas bekommen hat, vielleicht aber auch am Judensterne.

»Warten Sie!«, ruft er. »Warten Sie noch einen Moment! Ich habe etwas für Sie!«

Das kann, denkt die Zwangsarbeiterin apathisch, ein Fußtritt, ein Stockschlag, eine Beschimpfung sein oder auch ein Haufen Tier- oder Menschenkot, fein säuberlich eingepackt in mehrere Lagen Zeitungspapier. Sie hat, von Ungarn bis hierher, alles schon erlebt. Ihr Kind lehnt sich erschöpft an den Türstock und beginnt plötzlich leise zu weinen. Das ungarische Weinen ist vielleicht das traurigste von der Welt, denkt die Mutter. Selbst wenn die Deutschen je weinen sollten, würden sie trotzig und ungerührt weinen, voller Wut und Hass und Selbstmitleid.

Klemens Markus hat sich auf der Schwelle umgedreht und ist in seine Kammer geeilt. Weil gestern niemand zum Fotografieren gekommen ist, hat er leider rein